

(Nachdruck verboten.)

6) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Am Wirtshaus trafen sie sich alle; Lorenz war der Letzte, sie foppten ihn, daß er sich nicht hatte trennen können. Auch viele Frauen und Mädchen waren hier, die den Männern das Geleit geben wollten; mit verstörtem Gesichtern und fröstelnd standen sie umher.

Oben, längs der Chaussee, auf der Höhe von Schwarzenborn, stand ein Busch, wie ein Haarschopf auf kahlem Scheitel; das war die Grenze, so weit gingen sie immer mit. Da war schon manche Thräne auf den nackten Felsgrund gefallen und der einsame Busch hatte wie eine dornige Wand letzte Umarmungen verwehrt.

Niklas Deuzborn kommandierte zum Abmarsch; es war hohe Zeit. Noch ein Schluck aus der Brantweinbottle, die der Krummnscheidt in die Munde reichte, und dann — „Voran gemaach!“

Seine Frau am Arm, ging der Deuzborn voran. Die Kathrine hatte schon manches Mal Abschied genommen, die verzog keine Miene. Bald war ihr ältester Sohn fünfzehn, dann wanderte der auch mit.

Trapp — trapp — Hart tönen die Schritte auf dem holprigen Dorppflaster. Trapp — trapp — das klingt wie Hammerschlag auf einem Sargdeckel.

Haus nach Haus vorüber; verödet bleiben sie alle zurück. Leer sind die Gärtchen, thränenschwer nicken die Blumen am Zaun.

Stumm schritten sie die Straße gen Schwarzenborn hinan. Alle Gesichter sind grau, alle Blicke trüb, traurig suchen sie den Himmel; oben auf dem Scheitel des Berges ragt der einsame Busch. Eine gelbliche Helle ist um ihn, die ihn dunkler erscheinen läßt, fast schwarz; scharf hebt er sich ab vom weiten Hintergrund des Himmels.

Aud dieser Hintergrund färbt sich röter und röter; die wie träumend hingelagerte Wolkenschicht belebt sich, bewegt sich, wird durchschossen von rosenfarbenen Bändern, von goldenen Linien, von feurigen Blüten — alles Grau der Wolken ist schon verdrängt. Eine Flamme loht auf, voll, stark, groß — riesengroß — sie leckt himmelan mit gierigen Zungen, mit Windesschnelle greift sie um sich; auf dem Gipfel des Berges entfacht, schlägt ihre lodernde Glut höher und höher, breitet sich weiter und weiter.

Der Busch ist eine Fackel; jeder Zweig ist feurig durchglüht, jeder Dorn, jedes Blatt.

Er brennt, er brennt! Der Himmel brennt! Der ganze Berggipfel brennt!

Ein Riesenbrand ist entglommen, staunend schauert die Erde! ein Riesenvorhang verhüllt den Himmel — da — jetzt — jetzt hebt er sich, er zerteilt sich — ruhig, in majestätischer Größe schwebt ein Ball empor, hinter'm Felsgrat, eine goldne Scheibe, eine Welt voll Glanz — die Sonne!

Ueber Schwarzenborn stand die Sonne, und sie wanderten mitten hinein in die Flut von Licht. Der Goldglanz fiel auch auf die grauen Gesichter; die der Männer erhellten sich, die Frauen bedeckten die Augen mit der Hand.

„Voran, gemaach,“ rief der Deuzborn und hob mahnend Hand, „de Sonn!“

Und Lorenz stimmte „den Abschied“ an; er mußte singen, da sah was auf der Brust und in der Kehle, das mußte weg. Er schmetterte der Sonne entgegen:

„Der, der, der, on der Abschied fällt mir schwer!
„Du die, die, die, on die Abreis' noch viel mehr!
„Also fällt mir dieser Trost noch ein,
„Ich kann net immer an einem Ort sein,
„Mein Glück muß ich probieren,
„Marschieren!“

Sie sangen alle mit:

„Hinaus, hinaus, zum engen Thal hinaus!
„Wir haben hier gehaufet im besten Saas und Draus;
„Wir wünschen euch zu guter Letzt
„Ein andern, der die Stell' ersetzt,
„Damit sei'n alle Wunden
„Verwunden!“

Gegen den Schluß fiel der Gesang schon etwas auseinander, die Weiber schluchzten, der einsame Busch war nah; da war manch einer, der ein wenig zurückblieb und die Seine auf offener Straße umfing.

Die junge Tina hing Thomas Laven am Hals; er hatte sie in den Chausseeegraben, hinter ein vorspringendes Stück Fels gezogen, da küßte er sie noch ordentlich ab. Die Augen funkelten ihr im Kopf, bei ihren Küßchen biß sie, bei ihren Umarmungen kniff sie; immer, wenn sie ihn schon losgelassen hatte, stürzte sie sich noch einmal auf ihn.

Ihre kleine Schwester, die mitgelaufen war, zog sie am Rock: „Komm chs, Tina!“

„Frech Dingen!“ Ein Schlag brannte auf der Wange der Kleinen, aber diese ließ nicht nach, sie zerterte die andere am Rock, dabei spitzte sie den Mund und lächelte den Burschen an: „Adjes, Thomas!“ Der küßte zuletzt das hübsche Kind auch noch.

Die Kathrin Deuzborn reichte ihrem Mann nur die Hand, dann machte sie das Zeichen des Kreuzes: „Jesus! Maria! Josef! Dattste gesond widder kömmt! Zo Weihnachten — vergeß net! — för ons Trautche an Kleid von Kattong (Kattun), sechs Ellen — äwer, dat de Farz net schanschört (changiert)! On för mech en Gedroß, elf Ellen, et es nor fünf Pärtel breit. Adjes, Nikla!“

„Adjes, Kättche! — Hä, allons“, schrie der Deuzborn. Lorenz wandte sich noch einmal zurück und schaute ins Thal hinunter; er schwenkte seinen Hut, eigentlich war ihm nun schon ganz leicht ums Herz. „Adjes, Babb“, murmelte er, und dann piffte er hell. Da lag die Welt, sonnbeschienen; vor der Arbeit schente er sich nicht, Blasier gab's auch, zu Weihnachten kam man schon wieder nach Haus — warum denn grämen?!

Küsse, Umarmungen, Abschiedsblicke, Abschiedsworte. „Adjes, bring mer ebbes Schienes met!“ „Schreib als bal.“ „Du Dau oach!“ „Bleiw gesond!“ „Grüß ons Kömmer!“ Händeschütteln, Nicken, Winken. Trapp, trapp, fort geht's! Trapp, trapp! Hohl verklingen die Schritte, hinter der nächsten Erdwelle sind die Männer verschwunden.

Allein. — Da standen sie nun um den einsamen Busch, eine verlassene Herde. Der herbe Morgenwind wehte scharf übers kahle Plateau; er blähte die Röcke der Frauen, daß sie flatterten wie Flaggen, in der Not gehißt.

„Eweil sein se weg“, sagte eine und starrte trübselig hinter den Entschwundenen drein.

IV.

Peter Mißfert saß vor seiner Thür auf dem Bänkchen. Die Beine hatte er weit von sich gestreckt, die Hände hielt er in den Hosentaschen; behaglich schabte er den Rücken an der sonndurchwärmten Hauswand.

Still war die Luft, sehr heiß; zwischen den Bergwänden hatte sie sich gefangen und kochte und brütete da wie in einem Kessel. Kein Windchen rührte sich, die Bäume regten kein Laub, lautlos schlängelte die Salu ihr sehr schmal gewordenes Silberband gen Himmerod hin.

Hier herauf zur letzten Hütte, abseits von allen übrigen, drang kein Ruf, kein einziger Hall. Im Sonnenbrand lag weiter unten das Dorf, ohne Leben, wie versunken in einen Märchenschlaf; seine kleinen weißen Häuser, blendend im flimmerigen Licht, duckten sich schon im engen Thälchen.

Peter dehnte und reckte sich; dann saß er ganz still, die schweren Lider fielen ihm noch tiefer über die Augen, die Mühe rutschte ihm bis auf die Brauen, er gähnte, daß man seinen allerhintersten Zahn sah. Willenlos wackelte sein Kopf nach der linken, nach der rechten Schulter, dann sank er ihm auf die Brust. Pittchen schlief. — — —

Frau Beih war heut nicht zu Hause; ein Reisender in Knöpfen, Lihen und Kleiderstoffen hatte das Dorf passiert, auf dessen Wagen war sie in aller Frühe mit dem Kind zu ihren Verwandten nach Manderscheid gefahren. Sie hatte die Gelegenheit benützt.

Peter hatte sie vors Wirtshaus gebracht und abfahren sehen, hatte dann beim alten Krummnscheidt einen gekippt und war dann langsam nach Hause geschlendert, um die Ziege und die Hühner zu füttern. Eben wollte er sich davon erholen, da kam der Hubert, der Enkel vom alten Steffes, gerannt: Der

Pflicht war nicht in Ordnung, die Stoppel sollte geerntet werden; es presierte!

„Sieh nur als voran, es kommen es so bald als es kann“, sagte Pittchen wichtig und schob den kleinen Voten zur Thür heraus. Dann lächelte er in sich hinein — das sollte ihm fehlen, bei der Hitze sich auch noch mit Arbeit erschöpfen! Morgen war auch noch ein Tag; vielleicht war's da kühl genug.

„Nur, dat es ein Strabak!“ Er riß das Hemd auf der Brust von einander und schmiß sich querüber mit den Stiefeln auf das noch ungemachte Bett.

Mit schläfrigen Augen starrte er zur niedrigen Decke auf, die der Rauch schwarz gebeizt hatte, an der die Spinnweben in langen Festsens hingen, und dachte an seine Frau. Donnerwetter, sah die Staats aus, als sie bei dem Reisenden auf dem Wagen saß! Wie 'ne Dam! Ihr bestes Kleid hatte sie an, auf Kleider hielt sie was; wie lange lag sie ihm schon in den Ohren um ein neues! Und einen Hut hatte sie auf, den hatte sie sich zurechtgestutzt mit allen möglichen Bandschnippelchen; halbe Lage konnte sie sitzen und an so was herumputzen. Aber wie stand ihr der auch! Unter dem Strohrand mit den blauen und roten Schlupfen lag das dicke Haar schön wellig an den Schläfen; bis auf die Augenbrauen, die wie ein dunkler Strich über die lustigen hellen Augen zogen, hing es in glänzenden Kräuseln. Dem Reisenden war auch das Wasser im Mund zusammengelaufen, das hatte der Peter wohl bemerkt.

Kloppdonner, war er nicht ein großer Esel, daß er die Zeit mit dem fremden Mannskerkel allein fahren ließ?!

Er zog die Stirn kraus, in einer ärgerlichen Unruhe sprang er auf — da — es klopfte schon wieder!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Edelstein-Imitationen.

Das Material, aus dem die Pasten, wie man die Edelstein-Imitationen nennt, hergestellt sind, ist Glas, aber kein gewöhnliches, sondern ein sehr sorgfältig zubereitetes und mit bestimmten Zusätzen versehenes Glas. Denn von seiner Güte hängt in erster Linie die Vortrefflichkeit der daraus gebliebenen künstlichen Edelsteine ab, wenn sie überhaupt mit den echten Edelsteinen rivalisieren und nicht zu jener wertlosen Zahnmartware herabsinken sollen, bei der ein Blick genügt, um ihren Ursprung zu erkennen. Dieser letzteren sind die Pasten soweit überlegen, wie das Gold dem Talmt. Man bezeichnet das für die Edelstein-Imitationen dienende Glas zumeist als Straß. Es zeichnet sich aus durch eine vollkommene Farblosigkeit, die die höchste Klarheit und Durchsichtigkeit bedingt. Daher können zu seiner Fabrikation auch nur Materialien von der größten Reinheit verwendet werden. Unter diesen Umständen gebraucht man auch für die Grundsubstanz nur die reinste Form des Quarzes, den wasserhellen Bergkristall, da Quarz, der auch nur in Spuren eisenhaltig ist, den Glasfluß farblich macht. Ebenso muß das kohlensaure Kali, das zugesetzt wird, ganz frei von irgend welchen Beimengungen sein. Ein wichtiger Bestandteil ist ferner die Nennige, die aus chemisch reuem Blei gewonnen wird. Von mehr nebensächlicher Bedeutung ist der Borax, der die Schmelzbarkeit befördert, und ein kleiner Zusatz von weissem Arsenit. Zuweilen ersetzt man das kohlensaure Kali auch durch Thallium. Die Mischungsverhältnisse, in denen man die einzelnen Bestandteile gebraucht, sind verschieden. Bei einer der am meisten üblichen Mischungen verwendet man 32 Proz. Bergkristall, 50 Proz. Nennige, 17 Proz. kohlensaures Kali, 1 Proz. Borax und $\frac{1}{3}$ Proz. Arsenit.

Der Prozentsatz an Nennige oder, was dasselbe besagt, der Bleigehalt ist insofern von wesentlichem Einfluß, als ein stark bleihaltiger Straß eine große Lichtbewegung und Farbenzerstreuung besitzt. Geht die Nennigebeimischung bis zur Höhe der angegebenen Mischung, so gewinnt man eine Masse, die das Feuer und das Farbenpiel des Diamanten anweist. Noch mehr gesteigert wird die Lichtbewegung und die Farbenzerstreuung, wenn neben einem starken Bleigehalt statt des kohlensauren Kalis Thallium verwendet wird.

Zur Herstellung des Straßes werden alle Stoffe fein pulverisiert und innig mit einander vermischt. Die Masse wandert dann in den Glasofen, wo sie in den sogenannten heissen Tiegel bei einer möglichst gleichmäßigen und nicht zu hohen Temperatur zusammengeschmolzen wird. Die nachfolgende Erläuterung muß ganz langsam vor sich gehen. Dabei darf die Schmelze durchaus nicht angerührt werden, weil sonst größere Luftblasen entstehen, die sofort die Unreinheit der Steine verraten. Handelt es sich um die Erzeugung farblosener Schmucksteine, so ist damit die Fabrikation beendet. Der Straß wird dann nur noch zerschritten und die einzelnen Stücke werden wie die echten Edelsteine geschliffen.

Beabsichtigt man aber die Nachahmung farbiger Edelsteine, so muß nun die Färbung des Straßes vorgenommen werden. Zu diesem Zweck wird der Straß, also das fertige, farblose Glas pulverisiert und mit dem ebenfalls fein zerteilten Färbemittel zu-

sammen durchsiebt, so daß sich beide Stoffe innig miteinander vermischen. Als färbende Bestandteile verwendet man Metalloxyde. So gebraucht man für Gelb Silberoxyd oder Chlor Silber, für Grün Chromoxyd oder Kupferoxyd. Setzt man dazu etwas Kobaltoxyd, so geht die Farbe ins Bläuliche, bedient man sich aber eines geringen Zusatzes von Spiegellangglas, so entsteht ein gelb-grüner Farbenton. Für Blau benutzt man Kobaltoxyd, giebt man dazu noch etwas Braunstein, so wird die Färbung mehr violett. Für Rot verwendet man Goldoxyd, Goldchlorid oder Goldpurpur. Schon ganz geringe Mengen der Metalloxyde reichen hin, um das Glas zu färben. Durch eine größere oder geringere Beigabe des färbenden Zusatzes hat man es dann ganz in der Hand, den Grad der Färbung derjenigen des nachgeahmten echten Steines genau anzupassen. Wie stark die färbende Kraft der Metalle ist, kann man daraus ersehen, daß ein Teil Gold 10 000 Teile Straß tief rubinrot färbt. Sind der Straß und das Metalloxyd pulverisiert und miteinander vermengt, so wird die Masse im Glasofen geschmolzen, gegen 30 Stunden in Fluß gelassen und darauf allmählich abgekühlt. Die weitere Behandlung gleicht derjenigen bei der Herstellung farblosener Edelsteine.

Merkwürdiger verucht man fogar, Pasten zu erzeugen, die außer den äußerlichen Eigenschaften noch die charakteristischen Bestandteile der nachgeahmten Steine besitzen, so daß eine oberflächliche chemische Untersuchung den Anschein der Echtheit ergeben kann. So kommen nach den Untersuchungen von Professor Bauer aus Glas hergestellte grüne Steine in den Handel, die dem Smaragd ähneln und die auch 7 bis 8 Prozent der dem Smaragd eigenen Verflüchtbarkeit enthalten, die sonst im Glase fehlt. Zur Nachahmung undurchsichtiger Edelsteine, wie es der Türkis ist, bedarf man natürlich auch eines undurchsichtigen Glases. Ein solches erhält man, wenn man zu dem pulverisierten Straß eine kleine Menge von Zinkoxyd oder auch Knochenasche hinzusetzt und dann diese Stoffe zusammenschmilzt. Als Färbungsmittel werden auch hier Metalloxyde verwendet, beispielsweise für die blaue Farbe des Türkis etwas Kupferoxyd mit einem kleinen Zusatz von Kobaltoxyd. In ähnlicher Weise lassen sich andere undurchsichtige Edelsteine, wie der Opal und der Chalcodon, herstellen.

Das Aussehen aller dieser Imitationen ist ein so täuschendes, daß es einer sehr großen Übung bedarf, um sie mit dem bloßen Auge von den echten Steinen zu unterscheiden. Diamanten vom reinsten Wasser sowohl als auch die farbenprächtigsten Rubine, Smaragde, Saphire und Topase weiß die Industrie in Fülle zu schaffen. Der Glanz, den sie beim Schleifen erhalten, ist ausgezeichnet, aber sie haben doch einen Fehler: eine zu geringe Härte. Die Härte der Edelstein-Imitationen ist in der Regel noch nicht so groß wie diejenige des gewöhnlichen Fensterglases. Infolgedessen werden sie nicht nur in verhältnismäßig kurzer Zeit matt, sondern auch ihre Ecken und Kanten verlieren bei längerem Gebrauche ihre Schärfe. Die Weichheit ist dem auch ein Erkennungsmerkmal der Unreinheit. Die Imitationen kann man mit einer harten Stahlspitze leicht ritzen, während dieses bei den echten Steinen nicht der Fall ist. Ebenso hinterläßt ein Aluminiumstift, der über die Imitationen geführt wird, auf diesen eine silberige Linie, auf den echten Steinen dagegen nicht. Und endlich entdeckt man unter der Lupe in den ersteren gewisse Unregelmäßigkeiten, die sogenannten Schlieren, die sich in den letzteren nicht vorfinden. Ist daher auch für den Fachmann eine Täuschung ausgeschlossen, so doch keineswegs für den Laien, und oft genug wird dieser das Opfer eines Betruges.

Theo. Seelmann.

Kleines Feuilleton.

g. Der Maskenball. Der Theetisch stand unter dem Kronleuchter, direkt in der Mitte des Salons, ein hübscher Platz, von dem man die Zimmersucht nach beiden Seiten übersehen konnte. All die sieben Räume waren warm und hell. Mit ihren weichen Teppichen, ihren Spiegeln und Gemälden, den zierlichen Luxusmöbeln und kostbaren Nippes boten sie ein ungemein freundliches, anheimelndes Bild.

Die drei Damen plauderten lebhaft. Frau Kamth hatte sich in den Seidenfessel zurückgelehnt und kraute den weißen Seidenpintfächer, der zusammengerollt auf ihren Knien lag. Die kleine schwarze Frau an ihrer Seite saß in sich zusammengekauften auf einem geschmückten Hockerchen und rührte in der Theetasse, nur das junge Mädchen hielt sich aufrecht, ihre ruhige klare Stimme überdönte für einen Augenblick die der beiden andern: „Nein, Sie können sich nicht denken wie schön es war! Die Orgel ist großartig! Noch niemals habe ich so wunderbare Töne gehört. Sie ist doch auch eine von den wenigen, die die vox humana haben, die Menschenstimme, wissen Sie... Es war aber auch kein Plätzchen leer.“

„Na Spoh! Was wird's denn nicht,“ Frau Kamth widelte die langen lockigen Ohren des Pintfachers um ihre Finger. „Aber wissen Sie, Fräulein Verner, für mich ist so etwas nur gar nichts. Freilongert? Aee, um Gottes willen, blos nicht, und wenn's noch so gut ist. Das Volk, was man da trifft...“

„Ach, reden Sie doch nicht! Ladenmädchen und dann jene Kloofmannsjungens aus dem Centrum, wir haben sie ja neulich alle hingehen sehen, wissen Sie noch, Mädchen, als wir von der Bank nach dem Alexanderplatz gingen.“ Sie schlug ihre Nachbarin auf die Schulter.

Die kleine Frau fuhr aus ihrer zusammengebaudten Stellung auf und wiegte ein paar Mal nachdenklich den Kopf: „Ja, ja, Nora, Frau Wendler hat recht, schauerhaftes Volk da, gingen auch Arbeiter hinein, richtige Arbeiter, gräglich! Da kann man sich doch nicht wohlfühlen.“

„Gott, ich weiß aber wirklich nicht, —“ das junge Mädchen zögerte etwas, — „ich habe neben sehr netten, jungen Damen ge-essen, überhaupt haben sich die Leute höchst anständig betragen. Nein, aber hören Sie . . .“ Sie brach ab, und alle drei horchten auf; aus einem der Nebenzimmer drang ein langes schrilles Klingeln.

„Ach, das Telephon! Wer will denn da was? Marx in die Ecke, Parcival!“ Frau Fanny gab dem Putzschür einen Klaps und sprang auf.

Die beiden andern sahen ihr nach und horchten. Halb gedämpft durch die Vorhänge klang ihre helle Stimme zu ihnen herüber: „Wer ist da? Berger? Was ist denn los? Ja . . . ja . . . was? Heute Abend noch? Ist ja kostbar! Natürlich! Machen wir allemal! Um zehn also. Ja, wir sind bestimmt fertig. Adieu! Schluß.“

Mit einem tollen ausgelassenen Gelächter kam sie zurück: „Nein, Kinder, das ist ja zum Schreien, zum Schreien ist das ja! Nöschchen, was meinen Sie? Wir gehen zum Maskenball.“

„Neden Sie doch keinen Unsinn, Fanny!“

„Thu' ich ja auch nicht, hören Sie doch nur, Berger klingelt eben an, Rechtsanwalt Berger“, sie warf einen erklärenden Blick zu dem jungen Mädchen hinüber, — „er hat eine Loge zum Nigeuball im Variété-Theater . . . Um 10 Uhr holt er uns ab.“

„Heut noch? . . . Aber Fanny . . . es ist ja sechs.“

„Na was thut denn das? Das schadet doch nichts. Ich werde mal gleich Minna sagen, daß sie meinen Domino aufplättet. Nöschchen, für Sie lassen wir einen aus dem Maskengeschaft rum-holen, — Sie bleiben dann die Nacht bei mir.“

„Ach, aber Fanny, das geht nicht . . . nein . . .“

„Ach Gott — machen Sie doch keinen Nimpitz, Nöschchen. Sie bremsen ja gerade so d'rauf wie ich. Kein Kinder, ist es denn nicht zum Tollachen. Zehn Jahre wünsche ich mir schon mal solchen Maskenball anzusehen — mein seeliger Mann hat mir's immer ab-geschlagen, — und nun komme ich doch hin. Kommen Sie doch auch mit, Fräulein Berner.“

„O Frau Wendler, — das junge Mädchen errödete lebhaft, —

„nein, Frau Wendler, das kann ich nicht.“

„Ach Gott — gewiß können Sie! Wir schreiben Mutterchen 'ne Mohrpfortkarte, daß Sie mit mir ins Theater gehen und die Nacht hierbleiben, — ist ja keine Lüge, — und dann borgen Sie sich 'n Domino mit Nöschchen zusammen, machen Sie doch!“

Aber das junge Mädchen stand auf und streifte die Handschuh über. „Nein nein, Frau Wendler, ich möchte doch nicht. Mama würde sich halbtot ängstigen. Aber amüsieren Sie sich gut . . . Nöschchen, Sie sehen wir doch nächste Woche bei uns?“

„Ja, ja, am Dienstag.“ Die kleine Frau schüttelte ihre Hand. Grüßen Sie Mutterchen, Nora. Aber thöricht sind Sie doch. Sie sollten mitkommen. So was wird einem nicht alle Tage geboten. Denken Sie doch nur, der Maskenball im Variété-Theater, da geht ja das exquisiteste Publikum in die Logen, um zuzusehen, — das ist ja der allergemeinste! . . .“

— Eine zoologische Forschungsreise im nördlichen Eismeer schilberte ein Teilnehmer, Dr. Dömer, im Verein des Naturhistorischen Museums in Köln. Die Expedition, die im Oktober 1898 aufbrach, war, wie wir einem Bericht der „Köln. Volksztg.“ entnehmen, ursprünglich für Sport- und Jagdzwecke geplant; es wurde dazu der deutsche Fischdampfer „Helgoland“ angekauft, der nur 35 Meter in der Länge und 7 Meter in der Breite maß, so daß die 24 Personen, die er aufgenommen hatte, nur über einen sehr be-schränkten Raum verfügten, da für die Ausrüstung und die Vorräte der meiste Platz in Anspruch genommen werden mußte. Allein die zoologische Ausrüstung begriff 4000 Gläser in sich. Aber zu einer solchen Forschungsreise kann man nur einen kleinen Dampfer gebrauchen, und die Fischdampfer sind sehr seetüchtig, haben einen geringen Tiefgang (kann 4 Meter), geringe Bordhöhe und große Manövrierfähigkeit. Um von dem Dampfer ins Voot zu gelangen, bedurfte es keiner Schiffstreppe. Im Bissraum war das zoologische Laboratorium eingerichtet. Die Forderung galt der Meeres-Tierwelt, sowohl den Bodenierern als auch dem Plankton, den der Strömung folgenden Seetieren. Da die Expedition von sehr gutem Wetter und günstigen Eisverhältnissen begünstigt war, gelang ihr zum erstenmale eine gänzliche Umschiffung Spitzbergens in einem Sommer, ein Ergebnis, das bisher unerreicht dassteht. Von Tromsö, wo der Dampfer die Eislosen und die Eisstome erhielt, ging das Schiff Anfang Juni 1899 ab und fuhr über Hammerfest zur Vären-insel. Es gelang, die meist von Nebel umgebene, 1596 von Varents entdeckte Insel, die ihren Namen jetzt sehr zu Unrecht führt, bis auf 800 Meter zu erreichen. Man besuchte das Eiland, das von einer ungeheueren Vogelfolonie bewohnt ist. Die Vogelschwärme sind, wenn sie sich erheben, nur etwa mit einem Hagelschauer zu ver-gleichen. Die meist vertretenen Tiere sind die Affen und Lummeln, dann der Papageientaucher, der mit seinem philosophischen Ernst den Komiker in der nordischen Vogelwelt abgibt. Der Aristokrat des Vogelberges ist die Möwe, besonders die Bürgermeistermöwe. Alle diese Vögel sind Planktonfischer. Das Innere der Insel, die große Kohlen-schätze enthält, zeigt zahlreiche Süßwasserseen und Teiche. Die dort gefundenen Protozoen stimmen ganz mit den europäischen überein, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß sie von den

Vögeln aus südlicheren Gegenden hierher gebracht werden. Am 15. Juni brach die Expedition nach Spitzbergen auf. Es gelang, in den Fjord zu kommen, der von dem eigentlichen Spitzbergen und den Varents- und Edge-Inseln gebildet wird und zoologisch noch fast ganz unbekannt war. Zur linken Seite hatten die Forscher mit Schnee und Eis bedeckte Spigen, von denen sich Schneefelder in das Innere ziehen und das Land stets bedecken. Rechts fand sich dagegen Land von plateauförmigem Charakter, mit sogen. Sarg- oder Kastenformation. Die Holme waren hier mit Gänsen und Enten als Charaktertieren bevölkert, deren Eiern und Eier von den Fangschiffen genommen werden. Als nach zehntägigem sehr ergebnisreichem Aufenthalt Südostwind einsetzte und den Fjord vereiste, fuhr man an der Westküste vorbei bis 80 1/2 Grad. Dann ging die Fahrt, da das Eis es nicht anders gestattete, wieder um die Südspitze Spitzbergens herum zu dem eigentlichen Ziele der Expedition, Ostspitzbergen, König-Karlsland. In dichtem Nebel landete man statt an der ersten an der zweiten Insel, und es erwies sich, daß die eng-lischen Karten die erste Insel, Königsvorland, als doppelt so groß verzeichnen, als sie in Wirklichkeit ist. König-Karlsland hat gänzlich die Kasten- oder Sargformation, und die zackigen Berge, die frühere Forscher gesehen haben wollen, können sich nur als Luftspiegelungen oder Eisberge erklären. Innerhalb der vierzehn Tage, die sich die Expedition dort aufgehalten hat, sind alle drei Inseln — mehr sind es nämlich nicht, und die übrigen müssen von den Karten getilgt werden — das Vorland, die Jena-Insel und die Abel-Insel, besucht worden, und auf letzterer wurde die Eisenbeimöwe festgestellt, von der bisher nur sehr wenige Exemplare von Eiern sich in europäischen Museen finden. Trotzdem die Brutzeit schon vorüber war, gewann man doch noch einige Duzend Eier. Ebenso wurden hier 28 Eis-bären erlegt und vier lebend gefangen. Die Begegnung mit Eis-bären ist nach dem Redner unter gewöhnlichen Umständen durchaus ungefährlich. Sie sind feigen Hundes zu vergleichen, und auf Annäherung von 800—1000 Meter gehen sie schon ab. Die Expedition fuhr nun zwei Tage lang an Nordostland vor-über, d. h. an einem ungeheuren Gletscher, der von 150 bis 180 Meter Höhe abfällt. Am 10. August war die Umfahrt gelungen. Die Weiterfahrt nach Norden be-stätigte die Ransenfche Vermutung eines tiefen Polarringes; vom 81. Grad ab nimmt die Meerestiefe sehr rasch von 100 bis 1100 Meter zu, und darüber hinaus konnte kein Grund mehr erreicht werden. Dagegen wurde eine Tiefseefauna hier entdeckt, wie sie auf arktischem Gebiete bisher nicht bekannt war. Dann ging die Reise heimwärts. Die Ergebnisse derselben sind sehr reich. An der Ost-küste von Spitzbergen wurden Zeilenströmung, die durch die Meer-sträßen ziehen, von 8—9 und 13—14 Seemeilen Geschwindigkeit fest-gestellt. Dieser Umstand verhindert die Schlammbildung, die an der Westküste sich bemerkbar macht. Der Polar- und der Golfstrom treffen sich bei Ost-Spitzbergen und ihre ersten Ausläufer schon bei der Väreninsel. Jeder Strom hat seine besondere Planktonfauna. Bei der Mischung beider Ströme, die nicht allein verschiedene Tempera-turen, sondern auch verschiedene Salzgehalt haben und die durch die Gezeitenströmungen noch intensiver wird, sterben die Planktoniere in ungeheuren Massen ab. Der Tierreichtum ist so groß, daß das Schleppnetz kaum auf den Boden sinken konnte. Die Expedition fischte alle vier Stunden mit dem Planktonnetz, im ganzen gab es 81 Planktonstationen mit je 8—9 Netzzügen. Es wurde ferner festge-stellt, daß im vorigen Jahr der Golfstrom viel weiter nach Norden vorgedrungen ist als früher. Erst bei 81 1/2 Grad sank die Tem-peratur unter den Gefrierpunkt. Die gewonnenen Planktoniere sind den Spezialkennern zur Bestimmung übergeben worden, und über 50 Zoologen sind mit der Untersuchung derselben beschäftigt. Ihre Ergebnisse werden zur Lösung der Frage, ob die Fauna des Ransen-fchen Polarbeckens mit derjenigen des Atlantischen Ozeans und mit derjenigen des Südpolargebietes übereinstimmt, wesentlich bei-tragen. —

Hygienisches.

t. Die gesundheitliche Gefahr des Nebels kann auf statistischem Wege nachgewiesen werden, sie besteht nicht nur in der Behinderung der Sonnenstrahlen und deren wohlthätiger Wirkung, sondern auch zweifellos darin, daß eine große Zahl von schädlichen Keimen vom Erdboden in die Luft getragen werden. Ein Londoner Bericht weist auf diese Thatsache mit besonderer Schärfe hin. Der Monat November gilt in der Niesenstadt als einer der schlimmsten Monate des Jahres, wegen der rauhen Seewinde und der dicken, schwefel-schwarzen Atmosphäre, die unter dem Namen Fog herrscht. Nun war der November vorigen Jahres ungewöhnlich mild, sonnig und frei von Regen und Nebel, obgleich, merkwürdig genug, während der letzten drei Tage des Oktober eine fürchterliche schwarze Lawine von Nebel sich über die Stadt geseht und den Verkehr fast völlig unmöglich gemacht hatte. Der günstige Verlauf des November zeigte sich deutlich in einem Herabgehen der Sterblichkeit, die nur 17 von 1000 betrug, während die mittlere Sterblichkeit des ganzen Jahres etwa 19 von 1000 beträgt. In der letzten Novemberwoche kam nicht ein einziger Fall von Pocken in den 30 Hauptstädten Englands vor, außer in Hull, wo gegenwärtig eine Pockenepidemie herrscht, der schon 600 Leben zum Opfer gefallen sind. Wenn durch jene Angaben der bössartige Einfluß des Nebels auf den Gesundheits-zustand der Großstädte eine neue Bestätigung erfahren hat, so ist es um so mehr Pflicht der staatlichen und städtischen Verwaltungen, der Rauchplage in den Großstädten und industriellen Bezirken energisch

entgegenzutreten, da durch die Entwicklung starker Rauchmassen in der Luft die Nebelbildung nachweislich nicht nur begünstigt, sondern gelegentlich geradezu erst ermöglicht wird. —

Aus dem Tierleben.

— Westliches Vordringen des Hamsters. Der Hamster ist ein aus dem Osten zu uns gekommenes Tier, worauf sein aus dem Slavischen entlehnter, aber schon im Althochdeutschen und Altfränkischen vorkommender Name deutet. Bis zum Jahre 1870 fand der Hamster an den Vogesen, in Luxemburg und an der holländischen Grenze seine westlichste Verbreitung. Im Jahre 1874 schon zeigte der französische Naturforscher Eugen Cahet sein Vorkommen in Lothringen und der Champagne an; 1885 fing man die ersten Hamster nicht weit von Paris, wo die Leute glaubten, es sei eine Art Maulwurf. Seitdem bringt dieser Naget weiter und weiter in Frankreich vor. Von Limburg aus überschritten etwa im 1878 die Hamster Belgiens Grenze; 1889 entdeckte sie Herr Galen-Maurice, Bürgermeister von Haccourt, am linken Maasufer, auf den Kluren seiner Gemeinde und verlangte vom belgischen Landwirtschaftsministerium die Aussetzung von Preisen für die Verfolgung des schädlichen Nagers. Er rückt aber weiter vor und überschreitet Hessebaye, wie der „Globus“ einer Abhandlung des Prof. G. Leprieux in Löwen entnimmt, die in der „Révue générale agronomique“ erschienen ist. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber die Brunnenkresse plaudert Walter Kost in der illustrierten Wochenchrift „Merthus“ (Altona-Öttenfen, Chr. Adolph): Von den heimischen Wasserpflanzen, die der Aquariumpfleger für seine Becken mit Vorteil verwenden kann, ist neben dem Quellmoos und der Wasserpest die Brunnenkresse (Nasturtium) von großer Bedeutung. Das Rhizom dieser Pflanze ist deutlich gegliedert; wagrecht im Bodenrund eingebettet, entsendet es aus seinen Knoten Büschel von Faserwurzeln und nach oben zu etwas lantige, kahle, glatte Stengel, die hohl sind, sich nur wenig verästeln und locker gestellte Blätter tragen. Diese unpaarig gefiederten Blätter zeigen auf ihrer Oberseite eine dunkelgrüne, glänzende, auf ihrer Unterseite eine mattgrüne Farbe; die Fiederblättchen sind rundlich, ausgeschweift, das endständige größer, eirund und am Grunde fast ganz herzförmig. Die Blüten stehen in endständigen Trauben, es sind Kreuzblüten mit weißen Blumen. Sie erscheinen in den Monaten Juni bis September und überziehen dann das ganze Becken mit ihrem reizenden Flor. Aber auch über Winter fehlen sie im Aquarium nicht und machen zu dieser Jahreszeit, wo die Natur sonst im tiefsten Schlafe ruht, das Aquarium zu einem Frühlingsbeete. Die Brunnenkresse kommt in verschiedenen Formen vor. Wächst die Pflanze außerhalb des Wassers, so bringt sie sehr kleine, kurzgestielte Blättchen aus, das Gewächs wird dann verhältnismäßig schlank. Ist der Standort der Pflanze dagegen ein tiefes Wasser, so wird sie robust und dickstenglig, die Blättchen werden groß und sind aus herzförmigen Grunde länglich-langestlich zugespitzt. Als Aquariumspflanze wird die Brunnenkresse nur sehr vereinzelt bei den Liebhabern angetroffen, indessen verdient sie bei weitem mehr Aufmerksamkeit, als ihr zu teil wird. Wie und wo sie im Becken auch eingepflegt wird, immer kommt sie fort und ist das ganze Jahr hindurch frisch und schön grün. Sie vermehrt sich durch ihre Schößlinge so sehr, daß ihrer üppigen Wucherung durch Entzweigen der Triebe Einhalt zu gebieten ist. Wird sie sich selbst überlassen, so durchwuchert sie das Becken vollständig, alle anderen Pflanzen durch ihr unglaubliches Wachstum unterdrückend. Bei Erfurt wird die Brunnenkresse in großartigem Maßstabe nachgebaut. Hier zieht sich auf weiten Feldern Graben bei Graben hin, in denen die Pflanze üppig wuchert. Ihre Kultur wirkt hier einen guten Gewinn ab, da sie als Salat und Gemüse einen nicht unbedeutenden Auf besetzt. Das Kraut schmeckt bitterlich scharf, enthält verschiedene, gesundheitsfördernde Salze und besitzt blutreinigende Eigenschaften. Es ist von Aerzten bewiesen, daß der Genuß der Brunnenkresse für den Körper äußerst gesund ist, und die Pflanze zu den bekömmlichsten Nahrungsmitteln gehört, welche wir besitzen. —

Humoristisches.

— Neue Kathederblüten aus einem Seminar berichtet nach den Mitteilungen einer Seminaristin die „Krlf. Btg.“:
„Fürs Examen habe ich das Auge in Portionen eingeteilt.“
„Das Schwein erweckt als Tier wenig Sympathie.“
„Wir sind alle 'Subjekte.“
„Wenn Heine Prügel bekam, wurde sein Rücken schon vorher vor lauter Angst bleichsüchtig.“
„Es muß eben jeder wissen, was Kletterfische ist, alles andere ist vom Nebel.“
„Das gute Regiment schweigt nur so über uns, wir sehen es höchstens auf Freimarken oder Geldmünzen geprägt.“
„Im Regimagan wird die Nahrung zu Königsberger Klops verarbeitet.“
„Die Insektenfresser leben hauptsächlich am Abend.“
„Die Wirbeltiere haben ein inneres Knochengerißt, das sich vorn zum Gehirn erweitert.“
„Vom Unterricht waren die weibliche Jugend und überhaupt das niedere Volk ausgeschlossen.“

„Der Herrgott hat einem schon den Bruchstrich in den Kopf gelegt, indem er die Falten quer gemacht hat.“ —

— Von der Schmiere. „Ist Ihr neues Mitglied befähigt?“

Schmierendirektor: „Und ob, der röchelt wie ein königlicher Hofschauspieler!“ —

— Aus der Schule geschwätzt. Herr (zum Schwesterchen seiner Angebeteten): „... Kennst Du mich nicht? ... Wer bin ich denn, mein Kind?“

„Kind: „Die letzte Hoffnung meiner Schwester!“ —

Notizen.

— Bei dem Liederabend zum Besten der Hinfers Liebenden des Komponisten Ernst Fiesler am 12. d. M., abends 8 Uhr, in Saale der Hochschule für Musik werden u. a. neue Lieder von Anton Beer, Mary Clement, Wilhelm Rhode (Hamburg), Camillo Horn (Wien), Fritz Wolfgang (Berlin), sowie dem früh verstorbenen Komponisten M. Spiro zum Vortrag kommen. Außerdem werden erstmalig die „Gesprochenen Lieder“ von Theodor Gerlach, dem Komponisten von „Matteo Falcone“, durch Frau Alwine Biede interpretiert werden. —

— Hermann Sandermaun hat seine neueste dramatische Arbeit „Johannisseuer“ vollendet. —

— Im Heidelberger Stadttheater wird allwöchentlich eine Volksvorstellung veranstaltet, bei der der Unterschied der Plätze wegfällt und ein Einheitspreis von dreißig Pfennigen festgesetzt ist. Die Uraufführung ist von den „Vereinigten Gewerkschaften“ ausgegangen, von deren Vorständen die Auswahl der aufzuführenden Stücke getroffen wird. —

— Aus den Mitteln der Karl Zeiß-Stiftung wird nach der „Voss. Btg.“ in Jena ein Laboratorium für technische Chemie und Physik geschaffen, das der Universität angegliedert werden soll. —

— Millöckers Testament setzt, wie dem „B. B. C.“ gemeldet wird, sechs Wiener Wohltätigkeitsanstalten zu Universalarben ein und räumt der Witwe eine Jahresrente von 4000 Gulden, sowie das Eigentum des Badener Häuschens und den Vollbezug der Tantiemen ein. —

— Die Gesellschaft zur Förderung der naturhistorischen Erforschung des Orients in Wien entsendet in diesem Jahre zwei Forscher, den Afrika-Reisenden Dr. Arnold Penther und Dr. Franz Schaller, zum Zwecke naturwissenschaftlicher Studien nach Kleinasien, und zwar speciell nach Kappadocien, in den cilicischen Taurus und nach dem Erdshias Dagh (Argaens). —

— Gegen die Jury der beiden Pariser Salons regt sich eine heftige Opposition. Obwohl der Raum äußerst beschränkt ist, haben die Mitglieder der Jury beschlossen, daß vor allem jeder von ihnen — acht Gemälde ausstellen darf. Das macht von 1600 Plätzen im ganzen etwa 1100 für sie und ihren Anhang! —

— Henrik Ibsens neues Schauspiel „Wenn wir Tote erwachen“ wird aller Voraussicht nach schon im National-Theater zu Christiania und im Kopenhagener Theater zur Aufführung gelangen. —

— Leo Tolstois neuester Roman „Auferstehung“ ist soeben in russischer Sprache bei Marks in Petersburg erschienen. Die drei Teile sind in einem Oktavband von 320 Seiten vereinigt, dessen Preis sehr niedrig, auf 1,65 M. angesetzt ist. —

— Die Akademie der Wissenschaften in Turin beschloß, dem Professor Ernst Haeckel den großen Vessapreis von zehntausend Lire für die hervorragendste wissenschaftliche Arbeit der letzten vier Jahre zu verleihen. —

— Schlangen in Tirol. Im Jahre 1898 waren 1073 Stück eingeschendet worden, wovon 811 Giftschlangen waren. 1899 wurden 833 Stück eingeschendet, darunter 629 Giftschlangen beziehungsweise deren Köpfe. Von Giftschlangen entfallen 473 auf Südtirol und 156 auf Deutsch-Tirol. —

— Die Fischereikommission der Vereinigten Staaten hat kürzlich eine Untersuchung des Großen Salzsees vornehmen lassen, um zu ermitteln, ob der See mit mibbaren Meerestieren besetzt werden könne. Es wurde festgestellt, daß zwar in den weniger salzigen Teilen des Sees Krebstiere, Insektenlarven und niedere Pflanzen reichlich vorkommen, daß aber in dessen Hauptteile der Salzgehalt viel zu groß ist für die gewöhnlichen Bewohner des Meeres. Das spezifische Gewicht des Wassers beträgt 1,168, während das des Oceanwassers nur 1,025 ist. —

— Eingeroostete Schraubenmuttern brechen, wenn man nicht richtig verfährt, viel leichter, als daß sie sich lösen. Um ein leichtes Lösen derselben zu bewirken, tröpfelt man auf die Verbindungsstellen Terpentinöl oder, was noch wirksamer ist, Cerostinöl, das in kürzester Frist die kleinsten Ritzen durchdringt. Wird darauf an die Schraubenmuttern mit einem Hammer geklopft, so lockern sie sich in den meisten Fällen ab und lassen sich demnach mit einem leicht aufschrauben. In hartnäckigen Fällen müssen die so behandelten Stellen noch der Einwirkung der Hitze ausgesetzt werden, die dann den erwünschten Erfolg bewirkt. —